

Buchbesprechungen

**Crogiez Labarthe, Michèle; Battistini, Sandrine;
Kürtös, Karl (Hrsg.): Les écrivains suisses alémanniques
et la culture francophone au XVIIIe siècle.**

Actes du colloque de Berne 24–26 novembre 2004. Slatkine: Genf 2008. 425 S.
ISBN 978-2-05-102056-5.

«Habent sua fata libelli» – Bücher haben ihr eigenes Schicksal. Nicht minder mag dieses Sprichwort auch für die Besprechung von Büchern gelten. 2004 fand in Bern eine wissenschaftliche Tagung statt, welche nach den vielfältigen Spiegelungen der französischen Sprache und Kultur im Denken und in den Werken von (Deutsch-)Schweizer Autoren und Künstlern des 18. Jahrhunderts fragte. Vier Jahre später erschienen die Tagungsbeiträge im Druck, und ebenso lange blieb das Buch beim Rezensenten liegen – Schande über ihn! Der Sammelband führt mitten in die für das schweizerische Aufklärungsjahrhundert charakteristische Thematik der kulturellen Bipolarität in der geistigen und politischen Elite der Eidgenossenschaft hinein. Viele Angehörige dieser Elite hatten sowohl an der deutschen wie auch an der französischen Kultur teil und bedienten sich für ihre private und gelehrte Korrespondenz ebenso wie in ihrer gepflegten Konversation des Französischen, was ihre Zugehörigkeit zur französischen Leitkultur demonstrieren sollte und ihnen zugleich Distinktion verschuf. Diese doppelte Ausrichtung der deutschen Schweiz (d.h. der Eidgenossenschaft im eigentlichen Sinne) auf bzw. deren Teilhabe an zwei grossen Sprach- und Kulturräumen wurde später unter anderem historiographisch in die Chiffre der «Helvetia mediatrix» gefasst (Fritz Ernst, 1939). Aus der Lage der Schweiz an den Berührungspunkten grosser europäischer Kulturen wurde geradezu ein vermittelnder Auftrag bzw. eine europäische Sendung für den Kleinstaat abgeleitet. In der zu kurzatmig geratenen Einleitung des Tagungsbandes, die es leider verpasst, die Thematik der Tagung und des Sammelbandes in solche grösseren kulturhistorischen und historiographischen Kontexte einzuordnen, unterstreichen die Herausgeberinnen und Herausgeber ihr Anliegen, mit dieser Publikation die Forschung zur Bedeutung der deutschen Schweiz als eines Teils der Frankophonie quer durch die Geistes- und Kulturwissenschaften anstossen zu wollen. Der Band enthält denn auch eine reiche, in ihrer Auswahl und Anordnung aber beliebig wirkende Sammlung vielfältigster, ungleich ausführlicher Beiträge von Vertreterinnen und Vertretern der Literatur-, Philosophie-, Kunst-, Wissenschafts- und Buchgeschichte, die jeweils die Bedeutung der Frankophonie in den Biographien, Schriften und Korrespondenzen bekannter und auch weniger bekannter Protagonisten des schweizerischen Geistes- und Kulturlebens des 18. Jahrhunderts aufspüren. Das ausführliche Personenregister leistet gerade angesichts des etwas heterogenen Charakters des Sammelbandes willkommene Hilfe

bei der Orientierung und beim Versuch, die thematischen Schwerpunkte des Werks zu erkennen. Jedes Tagungs- und Publikationsunternehmen behandelt sein Thema nicht erschöpfend und muss notwendig lückenhaft bleiben. Gleichwohl ist es in konzeptioneller Hinsicht zu bedauern, dass der Band zentrale Aspekte des schweizerisch-französischen Kulturkontakts im 18. Jahrhundert nicht eigens thematisiert. Dazu hätte insbesondere eine Betrachtung des Schweizer Verlagswesens und Buchhandels und dessen Bedeutung für den kulturellen Austausch zwischen der Schweiz und Frankreich gezählt. Schliesslich hätte auch die seit dem frühen 18. Jahrhundert virulent werdende Kritik an Frankreich prominenter behandelt und damit die Tatsache in Erinnerung gerufen werden können, dass die Schweiz des Aufklärungszeitalters nicht nur ein Hort der Frankophonie und der bedingungslosen Hingabe an diese Leitkultur war, sondern von hier aus auch entscheidende Impulse für den Aufstieg der Anglophilie und damit eines dezidiert frankreichkritischen, wenn nicht gar antifranzösischen kulturellen und politischen Gegenmodells ausgegangen sind.

André Holenstein, Bern

Eggenberger, Peter; Ulrich-Bochsler, Susi; Frey-Kupper, Susanne; Leissigen, Pfarrkirche. Die archäologischen Forschungen von 1973/74.

Herausgegeben vom Archäologischen Dienst des Kantons Bern. Bern: Rub Media 2009. 64 S. ISBN: 978-3-907663-14-1.

Eggenberger, Peter et al.: Seeberg, Pfarrkirche. Die Ergebnisse der Bauforschungen von 1999/2000.

Herausgegeben vom Archäologischen Dienst des Kantons Bern. Bern: Rub Media 2009. 288 S., mit CD-ROM. ISBN: 978-3-907663-20-2.

Leissigen

Manchmal braucht gut Ding seine Weile. So dauerte es 35 Jahre, bis die Publikation über die Grabungen in der Kirche Leissigen das Licht der Welt erblickte. 1973/74 konnte der Archäologische Dienst des Kantons Bern im Rahmen der Restaurierung und Sanierung der Kirche Leissigen den Grund und «Untergrund» des Kirchenraums untersuchen. Eine gründliche Auswertung der Arbeiten wurde aber damals nicht vorgenommen.

Eine sorgfältige Ausgrabungsdokumentation und der Umstand, dass bisher nur wenige Kirchen des Berner Oberlands archäologisch untersucht werden konnten, bewegten den Archäologischen Dienst schliesslich doch noch, die Ergebnisse der Grabung in Leissigen auszuwerten und in einer gut 60-seitigen Monografie zu veröffentlichen. Kein

schlechter Entscheid, tragen die Leissiger Ergebnisse doch zur Klärung der bisweilen eher nebulösen Besiedlungs- und Christianisierungsgeschichte des oberen Thunerseeraums bei. So wurde die Gegend von Leissigen wohl um das 8. Jh. herum christianisiert – und nicht, wie früher angenommen, im 6. oder 10. Jh. Jedenfalls lassen sich die Funde und Befunde einer ersten Kirche auf diese Zeit datieren. Ein zweiter Kirchenbau dürfte im 9. oder 10. Jh. erfolgt sein. Er wurde im 11. Jh. durch eine Saalkirche ersetzt. Der Kirchturm kam im 14. Jh. dazu. Die Reformation brachte vorerst keine Änderungen an der Bausubstanz mit sich. Erst die Um- und Anbauten in den Jahren 1675, 1834 und 1840 veränderten den mittelalterlichen Bau nachhaltig. Bei der Renovation von 1973/74 wurde der Zustand von 1675 wieder hergestellt.

Die anthropologischen Untersuchungen der elf freigelegten Gräber bestätigen die bauarchäologischen Befunde weitgehend. Acht der Gräber werden dem ersten Kirchenbau als Innenbestattungen zugeordnet. Die darin vorgefundenen Skelette und Skeletteile weisen erstaunlich heterogene morphologische Merkmale und individuelle Anomalien auf. Dies deutet darauf hin, dass es sich nicht um eine verwandtschaftlich eng verbundene Gruppe gehandelt hat – also wohl kaum um eine alemannische Einwanderersippe, sondern eher um eine bereits erheblich durchmischte Bewohnerschaft.

Die Ausgrabungsmethodik war 1973/74 noch nicht so weit entwickelt wie heute. Der sogenannte «aufgehende Bestand», also die aus dem Grund herausragende Bausubstanz, wurde nicht systematisch in die Untersuchung einbezogen. Einmessungen und ein flächenstratigrafisches Vorgehen gehörten noch nicht zum Standard. Deshalb sind auch nur drei Münzfunde dokumentiert, die aber kaum zur Datierung der Baugeschichte beigezogen werden konnten. Immerhin geben sie einen schwachen Hinweis auf die wirtschaftlichen Beziehungen der Gegend um Leissigen im 15. Jh.

Seeberg

Ungleich ergiebiger war die Grabung der Kirche Seeberg in den Jahren 1999/2000, was sich auch im Publikationsumfang von 290 Seiten und einer CD mit 60 Excel-Tabellen niederschlägt. Während die Daten auf der CD wohl primär für die an den Forschungsdetails interessierten Fachkreise gedacht sind, versucht das Buch mit seiner attraktiven Aufmachung und zahlreichen Fotografien, Illustrationen, Skizzen und Tabellen auch interessierte Laien anzusprechen. Dass dies nicht durchwegs gelingt, liegt wohl am Anspruch der archäologischen Arbeitsweise, alles Vorgefundene, Ausgegrabene, Entdeckte so genau wie möglich bildlich festzuhalten, zu vermessen und zu beschreiben. Das ist hervorragend für die Wissenschaft und sehr wertvoll für die Archäologinnen und Archäologen, die die Ergebnisse überprüfen wollen oder mit diesem Material weiterarbeiten oder Vergleiche anstellen möchten. Für Nicht-Spezialisten ist es zwar faszinierend

rend, aber mitunter eher verwirrt und bemühend, mit dieser unendlichen Detailfülle konfrontiert zu werden. Schnell geht der Blick auf das Ganze verloren, unweigerlich fragt man sich wiederholt, welches denn nun die daraus resultierenden wichtigen Erkenntnisse seien. Zum Glück gibt es aber mehrere Orientierungshilfen, dank denen man sich trotz allem zurechtfindet. Da ist zuerst – ganz banal – das Inhaltsverzeichnis, das auch all die anderen Orientierungshilfen aufführt. Ihm entnimmt man, dass das Werk in drei Teile gegliedert ist. 1. Die archäologischen Forschungsergebnisse, die schwergewichtig die Bauforschung behandeln. 2. Die Funde, die aus römischer Keramik, mittelalterlich-neuzeitlicher Gefässkeramik, Ofenkeramik, Baukeramik, Buntmetallen, Eisenteilen, Glas, Wandverputzstücken, vereinzelt anderen Gegenständen (unter der Rubrik «diverse Funde» aufgelistet) und 24 Münzen bestehen. 3. Die anthropologische Auswertung der Gräber. Jedem Teil und manchem Unterkapitel werden eine Einleitung und weitere erläuternde Kapitel vorangestellt und immer wieder werden die Ergebnisse zusammengefasst. Umfangreiche Listen der Funde und Befunde sind eingestreut. Eine je mehrseitige Zusammenfassung in Deutsch, Französisch und Englisch komplettieren das Werk.

Der «Berg», auf dem die heutige Pfarrkirche Seeberg steht, war bereits in römischer Zeit besiedelt. Davon zeugen die ausgegrabenen Reste eines römischen Gutshofs sowie um die 400 Fundgegenstände, v. a. Gefässscherben, aber auch Bruchstücke von Baukeramik (Ziegeln). In nachrömischer Zeit wurde das Gelände zuerst als Bestattungsplatz genutzt, danach wurde es zum Standort sakraler Bauten. Für das Mittelalter konnten sechs sich folgende Kirchenbauten nachgewiesen werden. Der erste, hölzerne Saalbau wurde auf das 9. Jh. datiert, wohl gegründet von der alemannischen Sippe, die bereits vorher den dortigen Bestattungsplatz benutzt hatte. Eine zweite Anlage ist bereits für das 9./10. Jh. nachgewiesen. In frühromanischer Zeit erfolgte der dritte Bau, nun vollständig gemauert. Er blieb in seinem Grundbestand bis 1516 in Gebrauch, wurde aber mehrmals umgebaut, so wohl um 1200 und um 1400. 1516/17 wurde dieser Bau vollständig abgerissen und durch eine neue Kirche ersetzt, die im Wesentlichen noch heute besteht. Von den 75 geborgenen Gräbern stammen 42 aus dem Frühmittelalter, 19 aus der Zeit zwischen dem 12. Jh. und 1516, 9 aus dem 16. bis 18. Jh. 18 Gräber stammen aus dem vorkirchlichen Bestattungsplatz. Deren Bauweise und demografische Zusammensetzung lassen vermuten, es handle sich um – noch heidnische – Mitglieder der erwähnten alemannischen Sippe. Insgesamt fallen bei den frühmittelalterlichen Bestattungen der hohe Anteil der Kinder von fast 50% und die beachtliche Körpergrösse der Erwachsenen sowie nur geringe krankhafte Veränderungen auf, was auf günstige Lebensumstände – zumindest bei der hier vermuteten Oberschicht – schliessen lässt. Für das Hoch- und Spätmittelalter sind mehr Innen- als Aussenbestattungen nachgewiesen.

Bei den (an sich ab dem 8 Jh. bis ins Spätmittelalter untersagten) Innenbestattungen dürfte es sich um zwei Geistliche handeln sowie um ungetauft verstorbene Kinder, die man heimlich in heiliger Erde bettete, in der Hoffnung, ihnen damit ein gutes Jenseits zu ermöglichen. Die neun spätmittelalterlich-neuzeitlichen Bestattungen sind Innenbestattungen von Männern. Gemäss der damals vorherrschenden Praxis dürfte es sich um Geistliche, weltliche Würdenträger oder Patronatsherren gehandelt haben.

Die mittelalterlichen Funde sind fast ausnahmslos keine Grabbeigaben. Vielmehr handelt es sich um Gegenstände und Gerätschaften, die für den Bau der Kirchen verwendet, von den Handwerkern im Alltag benutzt oder von Kirchenbenutzern in der Kirche liegengelassen worden waren, sowie um Reste der Mauern und Verputze der einzelnen Kirchenbauten. Dank ihnen konnte viel über Bauweise und Ausstattung der frühen Kirchenräume erfahren und manche Datierung vorgenommen werden.

Was in archäologischen Studien immer wieder verblüfft, ist die Methoden- und Technikvielfalt. Da werden historische Quellen ausgewertet, kunstwissenschaftliche Erkenntnisse angewandt, naturwissenschaftliche Analysen und medizinisches Know-how eingesetzt, handwerkliche, technische, gestalterische und künstlerische Fähigkeiten benötigt, diverse sozial- und geisteswissenschaftliche Modelle und Theorien herangezogen, um aus unendlich vielen kleinen Puzzleteilen Indizien und Beweise für archäologische Aussagen zu gewinnen. Soweit die Arbeit der Archäologie. Darauf aufbauend wäre eine Synthetisierung aller bisher untersuchten Kirchengrabungen im Kanton Bern (und natürlich weit darüber hinaus) wünschenswert, um all diese Ergebnisse zusammenzufassen und in einen weiteren historisch-wissenschaftlichen Kontext einzubetten. Dabei könnte sicher auch die eine oder andere spekulative Mutmassung, die entweder auf nur wenigen oder nur fragmentarischen Fundstücken beruht, verifiziert oder falsifiziert werden. Wären mit dieser Aufgabe – ebenso wie bei den Grabungen – nicht auch am besten interdisziplinäre Teams zu betrauen?

Stefan Hächler, Bern

Meichtry, Wilfried; Meyer Pascale (Hrsg.): Mani Matter (1936–1972).

Ca. 80 S., mit zahlreichen Fotos und einer CD. Oberhofen: Zytglogge Verlag 2011. ISBN 978-3-7296-0825-2.

«Das Singen ist das Beste an mir, so wenig es ist», heisst es in einem Tagebucheintrag von Hans Peter «Mani» Matter. Dass er, der das Singen ursprünglich eher nebenbei betrieben hatte, zu einer der wichtigsten Schweizer Stimmen des 20. Jahrhunderts avancieren sollte, hätte Matter wohl kaum erwartet. Als der promovierte Jurist und Staatsrechtler die eingangs zitierten Zeilen im bewegten Jahr 1968 in sein *Cambridge Notizheft*

schrieb, arbeitete er an einer Habilitationsschrift mit dem Titel *Die pluralistische Staatstheorie*. Heute, 40 Jahre nach seinem jähen Unfalltod im November 1972 auf dem Weg zu einem Konzert, ist Matter zu einer Art Ikone der Berner Mundartkultur geworden. Zahlreiche Publikationen von und über Mani Matter wurden posthum veröffentlicht; neben Liederbändern, *Sudelbüchern* und dem bereits erwähnten *Cambridge Notizheft* liegen auch wissenschaftliche Werke und persönliche Würdigungen vor. Matters Tonträger verkaufen sich noch heute in ansprechenden Zahlen, die einheimische Rockszene zollte ihm unter anderem mit dem Sampler *Matter-Rock* (1992) Tribut, ein abendfüllender Dokumentarfilm spürte dem Phänomen Matter nach.

Im Jahr 2011 wurde Matter gar zum Publikumsmagnet, dank einer Ausstellung im Schweizerischen Nationalmuseum in Zürich, die von Wilfried Meichtry und Pascale Meyer kuratiert wurde. Mittlerweile ist diese Ausstellung «heimgekehrt» und wird noch bis zum 13. Januar 2013 in einer leicht adaptierten Form im Historischen Museum Bern gezeigt.

Der zur Ausstellung vorgelegte Band *Mani Matter 1936–1972* ist nicht einfach ein Katalog, sondern wirft eigene Streiflichter auf die vielseitigen Facetten von Mani Matter. Die Herausgeber gehen dabei gleich vor wie bei der Konzeption der Ausstellung und arbeiten so, wie es Mani Matter selber in seinen Chansons tat: Sie verdichten und verknapen die Informationen und versuchen aus der Reduktion einen Mehrwert zu schaffen. Die Ko-Ausstellungsleiterin und Historikerin Pascale Meyer zeichnet die «langen» 1960er-Jahre (von den späten Fünfzigern bis zu den frühen 1970er-Jahren) nach, die prägend waren für Matter und sein Oeuvre: Eine zerrissene Epoche zwischen dem verblässenden Landi-Geist und modernistischen Strömungen, durchgeschüttelt von jugendkulturellen «Revolutionen», denen der Humanist Matter zwar mit Interesse begegnete, die er aber ebenso hinterfragte wie die bürgerlichen Konventionen. Der Historiker Wilfried Meichtry, der Mani Matters beim Schweizerischen Literaturarchiv deponierten Nachlass sichtete und auch einen Austausch mit Matters Ehefrau Joy pflegte, spürt dem Denker Mani Matter nach, dem die philosophischen Erkenntnisse eines Ludwig Wittgenstein ebenso geläufig waren wie die alternativen Staatsmodelle von Harold Laski. Die deutsche Autorin Felicitas Hoppe wiederum erklärt ihre spontane «Liebesaffäre» mit Mani Matters Liedern, der Literaturwissenschaftler Martin Stingelin analysiert die Handwerkskunst des selbstdeklarierten «Värslischmids», während dessen Freund Franz Hohler einen persönlichen Blick auf Matters künstlerischen Nachlass und dessen Allgegenwärtigkeit wirft.

Der Band zur Ausstellung wird ergänzt mit einer Kollektion von Fotografien, von denen bisher erstaunlich wenige an die Öffentlichkeit gefunden haben. Verdankenswerterweise ist dem Buch auch eine CD beigelegt, die einige von Matters Chansons mit ori-

ginalen Tondokumenten und Wolf Biermanns musikalischer Hommage *Der Mani Matter aus Bern* vereint.

Wer Mani Matter bereits gut kennt, wird in diesem schmalen Band zwar wenig Neues entdecken. Doch gerade die knappe Darstellung seines Lebens und Werks, die auch den Juristen und Intellektuellen nicht auslässt, ist eine willkommene Bereicherung der bereits greifbaren Publikationen über Berns bekanntesten Troubadour. Was nun noch fehlt, ist eine umfassende und kritische Biographie Matters, die tiefere Einblicke in seine Persönlichkeit, seine Beziehungen und Freundschaften gewährt. Von Wilfried Meichtry, der sich intensiv mit Matters Leben und Schaffen auseinandergesetzt hat, ist bereits eine Biographie angekündigt. Sie könnte diese Lücke schliessen.

Samuel Mumenthaler, Bern

Netzwerk Kulturlandschaft. Auch eine Aufgabe der Archäologie und Denkmalpflege.

Schriftenreihe zur Kulturgüter-Erhaltung 1. Basel: Schwabe Verlag 2012.
123 Seiten. ISBN 978-3-7965-2874-3.

Vor 19 Jahren wurde unter der Schirmherrschaft der ETH die Arbeitsgruppe «Weiterbildung in den Fachbereichen Archäologie, Denkmalpflege, Konservierung und Technologie» ins Leben gerufen. Heute nennt sie sich «formation continue NIKE/BAK/ICOMOS» und wird von der Nationalen Informationsstelle für Kulturgütererhaltung (NIKE), dem Bundesamt für Kultur (BAK) und ICOMOS Suisse (International Council on Monuments and Sites) getragen. Nun ist als erste Publikation der Gruppe ein gediegener und informativer Band erschienen mit 14 Beiträgen aus der Tagung *Netzwerk Kulturlandschaft*, die 2010 in Freiburg i.Ü. stattfand. Die Beiträge beleuchten das Problem «Kulturlandschaft und Denkmalschutz» aus verschiedenen Blickwinkeln.

Was ist eine Kulturlandschaft? Und weshalb muss sie geschützt werden? Eine der möglichen Antworten lautet: Die Wirtschafts- und Lebensformen früherer Gesellschaften haben sich sichtbar ins Territorium eingeschrieben als «Gebrauchsspuren der Erdoberfläche». Das können Ackerterrassen, Hohlwege, Bewässerungsanlagen, Drainagen, Lesesteinhaufen, Flurformen, Wirtschaftsgebäude und vieles andere sein. Eine Kulturlandschaft ist ein «geschichtliches Lesebuch». Zum Lesen bedarf es aber anderer Kenntnisse und Methoden, als sie der traditionelle Historiker mitbringt. Es bedarf vor allem auch der Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen, insbesondere der Geographie oder der Archäologie.

Die «Gebrauchsspuren» dürfen weder der Wirtschafts- und Tourismusförderung noch dem Natur-, Landschafts- und Heimatschutz allein überlassen werden. Als mate-

rielle Geschichtszeugnisse stehen historische Kulturlandschaften in engem Zusammenhang mit Baudenkmalern und müssen wie diese dokumentiert und wenn möglich erhalten werden. Grund genug, damit sich auch die Denkmalpflege mit ihnen auseinandersetzt.

Im Rahmen dieser Rezension können nicht sämtliche Beiträge in dieser Publikation besprochen werden. Lesenswert sind alle. Mit der Auswahl soll Appetit auf die vollständige Lektüre gemacht werden.

Matthias Bürgi (Eidg. Forschungsanstalt Wald, Schnee und Landschaft WSL) zeigt in seinem Beitrag *Landnutzung schafft Landschaft* die Schwierigkeit der Definition von «Kulturlandschaft». Im weitesten Sinn ist die gesamte durch den Menschen geprägte Erdoberfläche «Kulturlandschaft» als Produkt der Landnutzung. Die schnellen Landschaftsveränderungen legen es nahe, den Begriff «Kulturlandschaft» nur in Verbindung mit einem deklarierten zeitlichen Bezugspunkt zu verwenden. Werden zum Beispiel die Landschaftshistoriker der Zukunft rückblickend einen «Fukushima-Effekt» feststellen, da ab 2011 viele schweizerische Landschaften durch Solar- und Windenergieanlagen überprägt wurden? Und würden diese Anlagen als Mahnmal für den masslosen Energiehunger unserer Gesellschaft oder als Denkmäler für den Aufbruch in ein neues Energiezeitalter gedeutet?

Daniel Gutscher (Kantonsarchäologe Bern) zeigt in seinem Bericht *Bewirtschaftung der hochalpinen Landschaft einst und heute – kein Problem?*, wie wichtig und wie bedroht die immaterielle Überlieferung früherer Alpsiedlungen ist. Der Archäologische Dienst des Kantons Bern suchte vor einigen Jahren im Oberhasli systematisch nach Überresten hochalpiner Alpsiedlungen. Die Zahl der Fundstellen erhöhte sich von 2 (2003) auf gegen 200 (2010)! Erstaunlich: Ein grosser Teil der Beobachtungen im Gelände wurde erst durch die Verknüpfung mit der mündlichen Überlieferung durch einheimische Gewährsleute verständlich. Noch erstaunlicher: Die Erinnerungen der Oral History reichen in der Regel bis ins 16. Jahrhundert zurück. Heute wird dieser Informationsstrang gekappt. Die Drei-Generationen-Familie, welche die Alp bewirtschaftet, gibt es nicht mehr. Heute bewirtschaften auswärtige (ausländische) Sennen die Alp, die Familie besorgt allenfalls noch die mit dem Auto erreichbare Voralp. Und die letzten Informationsträger sterben weg, sodass die Erinnerung verloren geht. Handlungsbedarf zur Sicherstellung der noch verfügbaren immateriellen Überlieferung ist also gegeben.¹

Hans-Rudolf Egli (Geogr. Institut der Universität Bern) stellt in *Landschaft als Ergebnis historischer Prozesse – und Ressource für die zukünftige Raumentwicklung* dar, wie mit Landschaften und ihren Elementen umgegangen werden kann, da sie einerseits vielfältige und wertvolle Dokumente der historischen Entwicklung darstellen und andererseits eine wichtige Ressource für die zukünftige Nutzung des Raumes bilden. Ziel-

konflikte sind vorprogrammiert. An der Schnittstelle von Wissenschaft und Praxis steht immer die Frage der Bewertung. Soll man Spuren der Vergangenheit bewahren, neu in Wert setzen oder aber verschwinden lassen? Zur Beantwortung der Frage abstrahiert die Wissenschaft Landschaftsmodelle, die aber nie die ganze Wirklichkeit abbilden können. Der Vollzug von landschaftsschützerischen Massnahmen wirkt sich allerdings auf die ganze Landschaft aus und nicht nur auf die im Modell verwendeten Elemente.

Einer interessanten Frage geht Richard Atzmüller (Amt für Raumplanung Graubünden) in *Unesco-Weltkulturerbe Rhätische Bahn in der Landschaft Albula-Bernina* nach: Was wird eigentlich mit dem Unesco-Gütesiegel geschützt? Natürlich nicht nur das Bahntrasse mit den spektakulären Brücken und Tunnels, den Bahnhöfen mit den zugehörigen Nebengebäuden, den Signaleinrichtungen, dem Rollmaterial usw. Zum Weltkulturerbe Rhätische Bahn gehört selbstverständlich auch die Landschaft, in der sie eingebettet ist und die sie erschliesst. Wo sind aber die Grenzen dieser zugehörigen Kulturlandschaft?

Im einzigen französischsprachigen Aufsatz *La valorisation d'un inventaire fédéral* zeigt Sandro Benedetti (Chef des Projekts ViaStoria romande), wie das Inventar der Historischen Verkehrswege der Schweiz IVS in Wert gesetzt werden kann. Die 12 nationalen Kulturwege sollen in den kommenden Jahren um 200 bis 300 regionale Kulturwege ergänzt werden. Erstmals wird ein solches Inventar zur Grundlage für eine touristische Nutzung, welche wiederum die Erhaltung des Kulturerbes fördert und erleichtert und für die involvierten Regionen einen kulturellen und ökonomischen Mehrwert bringt.

Die gleiche Strategie verfolgt, wie Simone Remund (Projektleiterin Pärke von nationaler Bedeutung im Bundesamt für Umwelt BAFU) darlegt, das Projekt regionaler Naturpärke, von denen 12 im Betrieb und 7 weitere in Errichtung sind. Sie helfen mit, aussergewöhnliche natürliche Landschaften zu erhalten und gleichzeitig die wirtschaftliche Entwicklung einer Region zu fördern.

Christoph Zürcher, Bern

¹ Ein 2006 vom Archäologischen Dienst des Kantons Bern in Auftrag gegebener Film (realisiert im Rahmen eines Zivildienstprojekts) Hochalpine Prospektion im Oberhasli wurde 2009 am VI. Internationalen Festival des Archäologiefilms mit dem ersten Preis ausgezeichnet. Der Film kann beim Archäologischen Dienst des Kantons Bern bezogen werden.

Die Reismusketen-Schützengesellschaft der Stadt Bern – gegründet 1686, Redaktion: Manuel Kehrli.

Bern: Atelier Design+Druck; Stämpfli 2009. 120 Seiten.

Das gediegen gemachte Bändchen ist ein erfreulicher Beweis, dass nicht immer der Anstoss eines runden Jubiläums nötig ist, damit ein Verein sich neu mit seiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auseinandersetzt. Auch wenn sich die Publikation als Geschenk bei Neuaufnahmen «in erster Linie an die Mitglieder» der burgerlichen Reismusketen-Schützengesellschaft richtet, soll doch auch ein weiteres Publikum angesprochen und informiert werden. Hierfür eignen sich die sowohl konzisen als auch reich und qualitativ illustrierten Beiträge zweifellos.

Manuel Kehrli stellt nach einem einleitenden allgemeinen Überblick zum organisierten (städtischen) Schützenwesen im Mittelalter die Entwicklung in Bern vom 14. Jahrhundert bis 1798 dar, ein Zeitraum, der in den bisherigen Gesellschaftsgeschichten weniger berücksichtigt worden sei. Entsprechend widmet sich der Beitrag für die Zeit vor der Gründung der Reismusketen-Schützengesellschaft 1675/1686 auch der Gesellschaft zu Schützen (Zielmusketen).

Anschaulich zeigt Kehrli die entscheidende Bedeutung obrigkeitlicher Impulse und Regulierung für das Schützenwesen auf. Deutlich wird dabei, dass die divergierenden Interessen von Schützen (Wettkampf, Geselligkeit / Pflege von Netzwerken) und Obrigkeit (militärisches Training) oft genug das Funktionieren der Schützengesellschaften beeinträchtigten. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts wurden obrigkeitliche Neugründungen und Reorganisationen schon fast zur Regel (gerade bei der Reismusketen-Schützengesellschaft), was Kehrli darauf zurückführt, dass mit der Abschliessung des Regiments die Schützengesellschaften ihre Funktion als «Karrieresprungbrett» und damit einen entscheidenden Teil ihrer Attraktivität einbüssten.

Fachkundig fallen auch Kehrli's Exkurse etwa zum Berner Schützenfähnlein, zum Reismusketen-Wappen oder zu den Schützenhäusern aus.

Mit einiger Sorge blickt danach Peter Rolf Hubacher auf die Zukunft des Schiesswesens ausser Dienst. Ein allfälliger Verzicht auf die Abgabe persönlicher Waffen – sei es wegen des wachsenden Unbehagens in der Bevölkerung oder wegen der sich wandelnden Bedürfnisse der Armee – und damit verbunden der Wegfall der ausserdienstlichen Schiesspflicht würde wohl die meisten Schützenvereine vor existentielle Probleme stellen. Der Reismusketen-Schützengesellschaft dürfte in diesem Fall zugutekommen, dass sie sich nicht nur als Sportverein versteht.

Alt Burgergemeindepräsident Kurt Hauri (†) beleuchtete in seinem Beitrag das enge Verhältnis zwischen der (privaten) Reismusketen-Schützengesellschaft und der Bürger-

gemeinde, das sich einerseits in personellen Verflechtungen zwischen den bürgerlichen Behörden und der Gesellschaft manifestiert und andererseits in der vielfältigen finanziellen Unterstützung durch die Bürgergemeinde. Als zunftübergreifendes Netzwerk engagierter Bürger trage die Gesellschaft ihrerseits wesentlich zum Funktionieren der Bürgergemeinde bei (so die implizite Aussage).

Beiträge von Marcel Gerber, Michael Kientsch, Christian Beck, Ueli Muggli, Peter Giger, Andreas Burkhard, Alex Krneta und Roland Jordi sind dem vielfältigen Gesellschaftsleben, dem Silbergeschirr und dem Schützenkeller gewidmet. Den Band beschliesst ein Anhang von Peter Rytz und Manuel Kehrlı mit den üblichen hilfreichen Verzeichnissen und einem Inventar des Gesellschaftsilbers.

Insgesamt wird eine willkommene Ergänzung der älteren Gesellschaftsgeschichten geboten und ein informativer Einblick in die Gegenwart der Gesellschaft gewährt. Eine umfassende moderne sozial- und kulturhistorische Darstellung der Geschichte der Reismusketen-Schützengesellschaft (die zu sein das Bächlein wohlgerne keinen Anspruch erhebt) bleibt aber ein Desiderat.

Thomas Schmid, Worblaufen

**Pfeifer-Helke, Tobias. 2011: Natur und Abbild.
Johann Ludwig Aberli (1723–1786) und die Schweizer
Landschaftsvedute.**

Basel: Schwabe Verlag 2011. 300 S. ISBN 978-3-7965-2718-0.

In der Zeit der Aufklärung bürgerte sich bei den Adligen und den wohlhabenden Bürgerlichen der Brauch der Grand Tour ein, der Bildungsreise durch Europa. Die Schweiz erlebte einen ersten touristischen Ansturm, denn sie galt einerseits aus politischen Gründen als Ort der Freiheit, Gleichheit und Selbstbestimmung, den fortschrittliche Zeitgenossen kennenlernen wollten. Andererseits war sie landschaftlich attraktiv mit ihren Alpen, die in der Literatur der Aufklärung idyllisch überhöht wurden. Bern war im 18. Jahrhundert ein wichtiges europäisches Reiseziel. Von hier aus bestaunten die Touristen die Alpen aus sicherer Distanz. Den unternehmungslustigeren Reisenden diente die Stadt als Ausgangspunkt für die Reise ins Berner Oberland mit seinen Naturwundern.

Schon damals nahmen Reisende gerne Andenken mit nach Hause. Vor allem Bilder waren beliebt, die sich als Wandschmuck und als Erinnerung an besuchte Städte und Landschaften eigneten. Ausgesprochen populär waren die topografisch exakten, farbigen Landschaftsdarstellungen des ursprünglich aus Winterthur stammenden Berner Malers Johann Ludwig Aberli. Grossen Erfolg hatte er mit Radierungen, die er mit Wasserfarben bemalte und für deren Herstellung er seit 1766 ein Privileg des Staates

Bern besass. Diese kolorierten Bilder wirkten naturnaher als lediglich schwarz-weiße Radierungen. Weil sie in grossen Stückzahlen produziert wurden, waren sie billiger als Ölgemälde. Auch liessen sie sich leichter transportieren.

Zu dieser Zeit entwickelte sich die Schweiz neben England und Rom zu einem europäischen Zentrum der Vedutenmalerei. Allerdings ist die schweizerische Landschaftsmalerei des Barocks und des Rokoko trotz ihrer Bedeutung nur unzureichend erforscht. Mit seiner Dissertation zu Johann Ludwig Aberli, die nun als Buch vorliegt, schliesst Tobias Pfeifer-Helke eine Lücke. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war «das Malerische» als Betrachtungsweise der Natur sehr populär, die Beobachtung visueller Phänomene wie Licht, Schatten und Farbe in der Landschaft. Der Autor untersucht, inwiefern Aberli mit seinen kolorierten Veduten darauf reagierte und sein Schaffen von diesem Begriff geprägt war.

Die Publikation ist in elf Kapitel gegliedert. Im ersten Kapitel erklärt Tobias Pfeifer-Helke die Voraussetzungen zur Wiederentdeckung Aberlis in den 1920er-Jahren und dessen kunsthistorische Einordnung. Im zweiten Kapitel geht er auf die Biografie des Malers ein sowie auf das künstlerische Umfeld, in dem er tätig war. Bern kannte keinen Zunftzwang für Maler und hier existierte eine Kunstschule. Die Stadt bot Aberli sowohl ein finanzielles Auskommen wie auch eine gute Basis, um ein umfangreiches, international ausgerichtetes künstlerisches Beziehungsnetz zu pflegen.

In den weiteren Kapiteln analysiert Tobias Pfeifer-Helke detailliert verschiedene Aspekte von Aberlis Werk, wie seine Ölgemälde sowie die Bedeutung der Naturnachahmung in seinem Schaffen. Hier beschreibt der Autor auch die zahlreichen Zeichenexkursionen des Malers und die Art und Weise, wie dieser seine Standorte und Motive auswählte. So lehnte Aberli einen Auftrag ab, den Genfersee vom Signal de Bougy aus zu malen, denn er hielt dies wegen der Ausgedehtheit der Aussicht als unausführbar. Er wollte nicht ein bildliches Kompendium der Schweiz erstellen, sondern jene Szenen und Gegenden abbilden, die sich seiner Ansicht nach für ein Landschaftsbild eigneten.

Weiter geht Tobias Pfeifer-Helke auf die Wasserfarbmalerie ein, und zwar auch auf die Arbeiten anderer Maler, die für Aberli von Bedeutung waren. Er weist nach, dass Aberli die topografische Berner Malerei des 17. Jahrhunderts kannte und davon wesentlich beeinflusst war, besonders von den Aquarellen Kauws. Zudem besass Aberli umfangreiche Kenntnisse in der Landschaftsgrafik. Im Lauf der Jahre baute er sich eine eigene Grafik- und Gemäldesammlung auf, die ihm und seinen Schülern zu Studienzwecken diente.

Die Kenntnis der Landschaftsmalerei war eine wichtige Grundlage für den «malerischen» Blick auf die Natur. Aberli schulte die Aufmerksamkeit für natürliche Phänomene jedoch auch durch direkte Naturbetrachtung und er versuchte, das in der Natur

Gesehene möglichst exakt in seinen Veduten darzustellen. Seine Bemühungen, «das Malerische», das Spiel von Farben, Licht und Schatten, auf die Druckgrafik zu übertragen, trafen den Geschmack des Publikums. Aberli verkaufte seine «Gravures colorées» mit enormem Erfolg sowohl an seine einheimischen Kunden wie auch an Reisende aus ganz Europa.

Tobias Pfeifer-Helke zeigt im elften und letzten Kapitel die Bedeutung der kolorierten Druckgrafik allgemein und besonders in Aberlis Werk auf und geht detailliert auf die technischen Aspekte der Herstellung ein. Im Anhang befinden sich zwölf wichtige und interessante Textquellen, ein umfangreiches Verzeichnis der Primär- und Sekundärliteratur, ein Personenregister sowie der Abbildungsnachweis. Schade ist, dass die abgedruckten 40 Abbildungen nicht in den Text eingefügt, sondern ans Buchende verbannt sind.

Es ist vorteilhaft, die Lektüre der Publikation mit etwas Vorwissen in Angriff zu nehmen. Weil das Beziehungsnetz des Malers und das Wissen des Autors gross sind, ist es für die Leserin nicht einfach, die zahlreichen erwähnten Personen immer richtig einzuordnen, und lange Beschreibungen von Gemälden und Stichen, die im Buch zum Teil nicht abgebildet sind, erfordern einige Vorkenntnisse und Vorstellungskraft. Ein besseres Lektorat hätte nicht geschadet, das einige sprachliche Holprigkeiten und Flüchtigkeitsfehler eliminiert hätte. Trotzdem ist das Buch als Ganzes gut lesbar. Dank seiner guten Struktur ist es auch möglich, sich lediglich über einzelne Aspekte von Aberlis Schaffen und Werk zu informieren.

Anna Bähler, Bern

Salzmann, Daniel: Dynamik und Krise des ökonomischen Patriotismus. Das Tätigkeitsprofil der Oekonomischen Gesellschaft Bern 1759–1797.

(Berner Forschungen zur Regionalgeschichte, Bd. 9). Nordhausen: Verlag Traugott Bautz 2009. 247 S. ISBN 978-3-88309-480-9.

Lehmann, Peter: Von der Reformsozietät zum Landwirtschaftsverein. Die Oekonomische Gesellschaft Bern in Zeiten des Übergangs 1798–1831.

(Berner Forschungen zur Regionalgeschichte, Bd. 13). Nordhausen: Verlag Traugott Bautz 2011. 192 S. ISBN 978-3-88309-634-6.

Die vorliegenden Bücher sind als Lizentiatsarbeiten im Rahmen des Forschungsprojektes *Nützliches Wissen, Naturaneignung und Politik. Die Oekonomische Gesellschaft im*

Kanton Bern im europäischen Kontext (1750–1850) (Leitung: Prof. Dr. André Holenstein, Prof. em. Dr. Christian Pfister) entstanden.

Um es gleich vorwegzunehmen: Die Arbeiten von Daniel Salzmann und Peter Lehmann hätten wohl die Zustimmung der Gründerväter der Oekonomischen Gesellschaft Bern (OeG) – also jener Sozietät, die Salzmann und Lehmann untersuchen – erhalten. Ihre gründliche, systematische, empirisch-statistische Zusammenstellung und Interpretation der Aktivitäten der Gesellschaft zwischen 1759 und 1831 sind gleichsam eine Art topographische Beschreibung der OeG.

Aus der Eingebundenheit in den durch das Projekt bedingten grösseren Forschungskontext ergeben sich Vorteile (gegenseitiger Austausch, Zugang zu Quellen und Forschungsliteratur), aber auch zwei Schwierigkeiten, die in den beiden Arbeiten manifest werden. Erstens wird ziemlich viel Wissen vorausgesetzt, was die Kenntnisse der Geschichte der OeG betrifft. So stellt beispielsweise Salzmann in seiner Arbeit mehrmals die These der älteren Forschung infrage, dass eine Intervention der Berner Regierung im Jahr 1766 den Niedergang der Gesellschaft eingeläutet hätte. Salzmanns Neuinterpretation der durch die statistischen Daten offenbar werdende Reduktion der Aktivitäten der OeG widerspricht dieser These. Für das bessere Verständnis der historischen Zusammenhänge wäre es für die in der Geschichte der OeG weniger bewanderte Leserschaft allerdings hilfreich gewesen, die Ereignisse von 1766 würden nicht erst gegen Ende des Buches etwas ausführlicher beschrieben. Zweitens werden in den beiden Arbeiten Parameter zur Aktivität der Gesellschaft gemessen, ohne dass für den nicht spezialisierten Leser ganz klar wird, welches übergeordnete Erkenntnisinteresse hinter diesen Anstrengungen steht. In diesem Fall wird sicherlich erst in der Gesamtschau der Ergebnisse des Projekts zu erkennen sein, welchen Beitrag Salzmann und Lehmann geleistet haben.

Daniel Salzmanns Ziel ist es, die Aktivitäten der OeG zwischen 1759 und 1797 zu «messen» und anschliessend die Selbstwahrnehmung der Gesellschaft zu rekonstruieren, um daraus schliesslich mögliche Erklärungen für den Rückgang der Aktivitäten der Gesellschaft abzuleiten. Die Messung der Tätigkeit der Gesellschaft erfolgt aufgrund von Parametern wie Mitglieder, Finanzen, Korrespondenz, Publikationen, Versammlungstätigkeit und praktische Versuche. Eine Zusammenstellung all dieser Parameter zeigt deutlich, dass die Aktivität der Gesellschaft, abgesehen von einigen meist kürzeren Phasen gesteigerter Tatkraft, seit Mitte der 1760er-Jahre abnahm. Anschliessend an diese Feststellung rekonstruiert Salzmann, wie die Mitglieder der OeG diese Entwicklung wahrnahmen und was sie dagegen zu unternehmen gedachten. Die Mitglieder der OeG hatten ein hohes Bewusstsein von der historischen Bedeutung ihrer Gesellschaft, und diese wollten sie erhalten.

Über die stark quantifizierende Darstellung der Aktivitäten der Gesellschaft hinaus gelingt es Salzmann, das Bild einer Oekonomischen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts um etliche aufschlussreiche Facetten zu bereichern. So zeigt er beispielsweise anhand des Finanzgebarens der Gesellschaft, dass den verantwortlichen Mitgliedern nicht nur an der «Verbesserung» der Landwirtschaft und der Volksaufklärung gelegen war, sondern zunehmend auch daran, «aus ihrem sehr beträchtlichen Vermögen einen möglichst grossen Ertrag zu erzielen» (S. 56). Interessante Einsichten in die komplexen Praktiken und Strategien der Gesellschaft bietet auch der Abschnitt über die Vergabepaxis von Ehrenmitgliedschaften. Diese konnten Belohnung für starkes Engagement ebenso sein wie ein Mittel zur Etablierung und Aufrechterhaltung von (wissenschaftlichen) Netzwerken oder reiner Selbstschmuck (wie am Beispiel der Ehrenmitgliedschaft von Voltaire gezeigt wird). Die Ehrenmitgliedschaften kamen aber nicht nur der Gesellschaft zugute, sondern auch den Geehrten, denn sie waren gleichzeitig Anerkennung für das Geleistete, Schmuck und Eintritt in einen wissenschaftlichen Kommunikationszirkel.

Im Anschluss rekonstruiert Salzmann die Gründe des Rückgangs der Aktivitäten der Gesellschaft, die er in den Personen der Präsidenten (die wegen Alter oder Überlastung die Gesellschaft nicht leiten konnten), der Sekretäre (die ihren Pflichten ungenügend nachkamen) und der Mitglieder (die im Laufe der Zeit in Staatsämter aufstiegen und das Interesse an der Mitarbeit in der Gesellschaft verloren) findet. Hinzu kommt die Tatsache, dass die Beschäftigung mit landwirtschaftlichen Fragen im Laufe der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zunehmend ausser Mode kam und sich die jungen Gelehrten eher den Naturwissenschaften, der Naturgeschichte und den sich diesen Themen widmenden neuen Gesellschaften zuwandten.

Trotz des Rückgangs der Aktivitäten im Laufe des 18. Jahrhunderts schreibt Salzmann nicht eine Geschichte des Niedergangs. «Angesichts der diversen Schwierigkeiten, mit denen die Oekonomische Gesellschaft Bern im Laufe der 1760er Jahre konfrontiert wurde, wäre ein schnelles Ende nicht ungewöhnlich gewesen» (S. 201). Dass die OeG jedoch auch am Ende des Jahrhunderts noch bestand, kann in diesem Sinne als Erfolg gewertet werden.

Die Arbeit von Peter Lehmann schliesst sowohl zeitlich als auch inhaltlich an diejenige von Daniel Salzmann an. Lehmann geht der Frage nach, wie sich die Aktivität der OeG unter dem Eindruck der politischen Umwälzungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts entwickelte. Diese Fragestellung bietet insofern eine spannende Ausgangslage, als sie eine Lücke in der schweizerischen Vereinsforschung in den Blick nimmt. Der Übergang von den Sozietäten der Aufklärung zu den Vereinen des 19. Jahrhunderts ist, in den Worten Lehmanns, «kaum erforscht» (S. 12). Man könnte auch sagen, dass die Forschung zu den Gesellschaften des 19. Jahrhunderts sich nicht oder nur ungenügend für

die Vorläufer, das Phänomen der aufklärerischen Sozietäten interessiert. Ihr Fokus liegt auf den Vereinen als «neue Formen der Geselligkeit der sich entwickelnden bürgerlichen Gesellschaft».¹

Nach Forschungsstand und Einleitung beleuchtet Lehmann im zweiten Kapitel die Geschichte der OeG bis ins Jahr 1798 sowie ihr politisches und wirtschaftliches Umfeld in der Zeit von der Helvetik bis zur Restauration. Im folgenden Kapitel, gleichsam der Hauptteil des Buches, steht die Aktivität der OeG in den Jahren 1798 bis 1831 im Zentrum des Interesses. Das Raster für diese Untersuchung wird durch Salzmanns Arbeit vorgegeben. Die in den ersten Jahren der OeG ausgebildeten Tätigkeiten bilden folglich den Bezugsrahmen zur Bestimmung der Gesellschaftstätigkeit nach der Wende zum 19. Jahrhundert. Dieses Vorgehen ermögliche, so Lehmann, den Vergleich der Daten vor und nach der Revolution, berge aber zugleich die Gefahr, «dass nur ‹alte› Aktivitäten in den Blick genommen werden können, wodurch der Eindruck des sich fortsetzenden Niedergangs entstehen kann» (S. 16). Die folgenden über 100 Seiten liefern aufschlussreiche Einblicke in das Innenleben eines Vereins zu Beginn des 19. Jahrhunderts in der Schweiz. Die Jahre vom Beginn der Helvetik bis zum Ende der Restauration stellten für die OeG eine wechselvolle Zeit dar, die nicht zuletzt durch den Abbruch 1814 und die Wiederaufnahme der Gesellschaftstätigkeit 1822/23 geprägt war. Lehmann unterzieht diese Epoche der Vereinsgeschichte einer differenzierten Analyse. Die Leserin erfährt etwa, wie die OeG praktische landwirtschaftliche Versuche tatkräftig unterstützte (insbesondere die Einführung der Parmesanfabrikation im Kanton Bern) und damit zur Wissensverbreitung beitragen wollte. Parallel nahm die Publikationstätigkeit der OeG ab – die Gesellschaft ging folglich vermehrt von der schriftlichen zur praktischen Belehrung über.

Auf die angesprochene Gefahr, die sich durch die starke Bezugnahme auf Salzmann ergibt, kommt Lehmann wiederholt zurück. Er versucht den Eindruck, die OeG befände sich nach 1800 in einem permanenten Niedergang, zu relativieren, indem er neue Tätigkeitsfelder und Formen der Aktivität betont. Diese Hinweise, die den Wandel der Vereinstätigkeit im Übergang zum 19. Jahrhundert und damit – zumindest implizit – die angesprochene Forschungslücke betreffen, sind besonders interessant. Das Raster, welches die Arbeit von Salzmann vorgibt, ist allerdings so bestimmend für die Untersuchung, dass die Relativierung nur bedingt gelingt.

In einem kurzen vierten Kapitel analysiert Lehmann die Ursachen für den Abbruch der Gesellschaftstätigkeit 1814 sowie die Initiative zur Neugründung 1822/23, bevor er abschliessend die Untersuchungsergebnisse zusammenfasst. Hier wäre eine stärkere Bezugnahme auf den grösseren Forschungskontext der Vereinsgeschichte wünschenswert. Abschliessend wirft Lehmann einen kurzen Blick auf die weitere Entwicklung der

OeG bis in die 1860er-Jahre. Erst an dieser Stelle erwähnt er die – im Buchtitel genannte – Transformation der Gesellschaft zum Landwirtschaftsverein. Hier zeigt sich die einleitend angesprochene Problematik, dass vom Leser Wissen zur OeG vorausgesetzt wird. Nur wer weiss, wie die Geschichte weiterging,² versteht, was mit dem besagten Transformationsprozess gemeint ist.

Im Gegensatz zur oftmals sehr schematischen Darstellung der Gesellschaften des 18. und 19. Jahrhunderts in der Forschungsliteratur zeichnen Salzmann und Lehmann ein differenziertes Bild der Aktivitäten der OeG und zeigen auf, wie diese im Rahmen ihrer zeitlich bedingten Möglichkeiten gehandelt hat. Damit geben Salzmann und Lehmann spannende und neue Einblicke in das Funktionieren einer Sozietät des 18. und 19. Jahrhunderts.

Lukas Boser, Bern / Michèle Hofmann, Bern

¹ Gull, Thomas: Vereine. Kapitel 2.1: Zahlenmässige Entwicklung. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 15.05.2012, URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D25745.php>. Vgl. auch Hauser, Albert: Das Neue kommt. Schweizer Alltag im 19. Jahrhundert. Zürich 1989, S. 65–72; Jost, Hans Ulrich: Zur Geschichte des Vereinswesens in der Schweiz. In: Hugger, Paul (Hrsg.): Handbuch der Schweizerischen Volkskultur, Bd. 1. Zürich 1992, S. 467–484; Tanner, Albert: Arbeitsame Patrioten – wohlanständige Damen. Bürgertum und Bürgerlichkeit in der Schweiz 1830–1914. Zürich 1995, S. 424–476.

² Vgl. Stuber, Martin/Moser, Peter/Gerber-Visser, Gerrendina/Pfister, Christian: Einleitung. Von der Reformsozietät zur bäuerlichen Bildungsinstitution. In: Stuber, Martin et al. (Hrsg.): Kartoffeln, Klee und kluge Köpfe. Die Oekonomische und Gemeinnützige Gesellschaft des Kantons Bern OGG (1759–2009). Bern/Stuttgart/Wien 2009, S. 13–55.

Schäfer, Willy: In Brunnadern engagiert. Vom mittelalterlichen Kloster zum modernen Heim Brunnadere-Huus und zur Residenz Elfenau Park in Bern.

Bern: Stiftung Brunnadere-Huus 2011. 176 S. ISBN 978-3-907663-30-1.

Aus Anlass des 25-jährigen Bestehens der Stiftung Brunnadere-Huus publizierte Willy Schäfer, der von 1974 bis 2008 Pfarrer an der Petrusgemeinde war, einen illustrierten Band, der die Geschichte dieser sozialen Institution am Elfenauweg in Bern schildert. Die Publikation ist chronologisch aufgebaut und führt vom Mittelalter bis in die Gegenwart.

Der Name Brunnadern wurde 1258 erstmals erwähnt. 1285 gründeten Dominikanerinnen hier das Kloster Brunnadern, das allerdings wenige Jahre später bei nicht dokumentierten Umständen wieder zerstört wurde. In der Folge ging das Land in den Besitz des Inselklosters über. Nach der Reformation und der Auflösung des Klosters verkaufte der Staat das Land in der Brunnadern an mehrere Privatpersonen.

1854 erwarb der Tuchhändler und Armenpfleger Georg Wilhelm Küpfer die Liegenschaft Elfenauweg 46, um dort mit kirchlich-pietistischen Kreisen eine «Rettungsanstalt für gefallene Mädchen» zu gründen. Unter dem Namen Magdalenenstift richteten sie ein Heim für junge Frauen ein, die schlecht ausgebildet waren und sich mit Prostitution, Betteln oder kleinen Delikten durchs Leben schlugen. Drei bis vier Angestellte betreuten hier über Jahrzehnte ein bis zwei Dutzend Frauen. 1860 bis 1930 nahm das Heim insgesamt 533 Frauen auf. Die Stiftung bot ihnen eine dreijährige Lehrzeit an und unterrichtete sie im Haushalten, Nähen und Glätten. Arbeit, Religion und Bildung waren die drei Säulen der erzieherischen Arbeit der Magdalenenstiftung. Viele der eingetretenen Frauen blieben nur kurze Zeit hier; etwa ein Drittel absolvierte die ganzen drei Jahre der Lehre.

Das Gründungsjahr fällt in eine Übergangsphase in der Armenpolitik des Kantons Bern: Bis 1846 waren die Heimatgemeinden verpflichtet, für ihre verarmten Bürgerinnen und Bürger zu sorgen. Von 1846 bis 1858 waren dafür private Armenvereine zuständig; erst ab 1858 mussten die Wohnsitzgemeinden die Mittel für die armen Einwohnerinnen und Einwohner aufbringen.

1887 gründeten die Stifter einen Verein, der die Trägerschaft bildete und den Betrieb führte. 1940 wechselte die Stiftung ihren Namen zu Evangelisches Mädchenheim Brunnadern. In den 1960er-Jahren führte der gesellschaftliche Wandel auch zu grossen Veränderungen bei der Führung von Anstalten und Heimen. Die Kritik am bisherigen Konzept des Heimes in der Brunnadern führte schliesslich 1975 zur Schliessung der Mädchenanstalt. Die Trägerschaft prüfte verschiedene Varianten, wie die Liegenschaft weiter zu nutzen sei. Schliesslich entschied sie sich, auf dem unbebauten Teil der Parzelle Alterswohnungen zu errichten. 1981 begann der Bau des Wohnparks Elfenau, der 1984 eröffnet wurde. Im Gebäude des Mädchenheims war seit 1975 eine Wohngruppe für geistig Behinderte eingemietet. 1986 bildete sich die Stiftung Brunnadere-Huus als Trägerschaft für ein Behindertenheim in dieser Liegenschaft, das bis heute besteht.

Der Autor hat die Geschichte der sozialen Institutionen am Elfenauweg aufgrund von umfangreichen Recherchen in Archiven und basierend auf der einschlägigen Literatur aufgearbeitet. Er stellt die These auf, dass das Magdalenenstift von 1854 auf den Fundamenten des mittelalterlichen Klosters errichtet wurde. Angesichts der spärlichen Quellenlage lässt sich dies allerdings nicht belegen. Wertvoll sind unter anderem die statistischen Informationen zum Betrieb des Mädchenheimes, die hier erstmals publiziert werden. Im Anhang sind zudem alle Personen aufgelistet, die in der Trägerschaft und im Betrieb des Mädchenheims ab 1854 mitgearbeitet haben.

Christian Lüthi, Bern

Wiesmann, Matthias: Bier und wir. Geschichte der Brauereien und des Bierkonsums in der Schweiz.

Baden: hier und jetzt, Verlag für Kultur und Geschichte 2011. 266 S., ill.
ISBN 978-3-03919-193-2.

Der Historiker Matthias Wiesmann publizierte ein unterhaltsam geschriebenes und reich illustriertes Buch für alle historisch interessierten Bierliebhaberinnen und Bierliebhaber. Er zeichnet die Geschichte des Biers in der Schweiz nach, wobei der Schwerpunkt auf den Entwicklungen im 19. und 20. Jahrhundert liegt. Dies macht Sinn, weil im Mittelalter und in der frühen Neuzeit die Bierproduktion und somit auch der Bierkonsum hierzulande wenig verbreitet waren. Lieber trank man Wein, dessen Produktion von der Obrigkeit gefördert wurde.

In der Schweiz gab es im 17. und 18. Jahrhundert einige Bierbrauereien, die meist lediglich als Nebentätigkeit betrieben wurden. Die Stadtregierungen reglementierten trotzdem die Bierproduktion mit dem Ziel, Steuern abzuschöpfen und das Bier als potenzielle Konkurrenz gegenüber dem Wein zurückzubinden. Die erste grössere Brauerei im Staat Bern entstand um 1683 im Schloss Reichenbach bei Bern, das dem Gründer des bernischen Postwesens, Beat von Fischer, gehörte. Bier war wohl das Lieblingsgetränk seiner bayrischen Postknechte. Die Brauerei im Schloss Reichenbach bestand bis 1971 und diente danach als Depot der Brauerei Cardinal, später der Rugenbräu.

Erst im 19. Jahrhundert erfuhr das Brauereigewerbe in der Schweiz einen Aufschwung. Mit der Gewerbefreiheit entstanden neue Brauereien auch in ländlichen Gebieten, wo sie zuvor meist verboten gewesen waren. Die Bierbrauerei blieb allerdings ein schwieriges Gewerbe, das abhängig war von den Wetterbedingungen in den winterlichen Braumonaten. Es war Glückssache, wie viele der Sude gelangen und wie viele weggeschüttet werden mussten. Erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts verbesserte sich die Bierqualität, als das untergärige Pilsnerbier seinen Siegeszug durch die Welt antrat. Dieses musste allerdings bei tiefen Temperaturen vergärt werden. Deshalb bauten nun viele Brauereien kühle Felsenkeller und sie verwendeten Natureis, um das ganze Jahr hindurch Bier herstellen zu können. Je nach Winterwitterung war Eis jedoch ein rares Gut. Die Brauerei Hürlimann musste 1877/78 sogar Gletschereis aus Grindelwald beziehen.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nahm der Bierkonsum in der Schweiz massiv zu auf Kosten des Weins, dem vor allem in den 1880er-Jahren Rebkrankheiten zusetzten. In diesem Jahrzehnt war der Weinkonsum noch doppelt so hoch wie der Bierkonsum, um 1900 trank die Schweizer Bevölkerung erstmals mehr Bier als Wein. In dieser Zeitspanne wurde der Brauereiprozess industrialisiert, die Bierqualität stabi-

lisierte sich, und dank der Eisenbahn konnten die Rohstoffe Gerste, Malz und Hopfen günstig importiert und das Bier über weite Strecken zu der Kundschaft transportiert werden. Mit der Zunahme der Arbeiterschaft in den Städten vergrösserte sich zudem der Kundenkreis.

Um mit der Entwicklung Schritt halten zu können, investierten die Brauer in ihre Produktionsstätten. Die hohen Investitionskosten mussten durch den Bierverkauf kompensiert werden, was einen verschärften Wettbewerb um den Absatzmarkt bedeutete. Lange nicht alle Brauereien überlebten. Auf Initiative des Thuners Gottfried Feller gründeten 80 Schweizer Bierbrauer 1877 den Schweizerischen Bierbrauerverein (SBV), der sich den dringendsten Problemen in der Branche annahm. So erreichte der SBV die Erhöhung des Importzolls auf ausländisches Bier, und die Brauer dämmten über Kundenbindungen und Preisabsprachen den Wettbewerb ein. Den Arbeitern hingegen gelang es nicht, mit Aufrufen zum Bierboykott – auch in Bern – Brauereien zu besseren Arbeitsbedingungen zu bewegen.

Mit dem 1. Weltkrieg brach für die Bierbrauer eine schwierige Zeit an. Der Import von Gerstenmalz stockte, und die Verwendung von Ersatzstoffen wie Malz aus Reis, Mais oder Hirse verminderte die Qualität des Biers. In der Zwischenkriegszeit erholte sich die Bierbranche nur zögerlich, denn nun hatte sie mit einer neuen Ernährungslehre zu kämpfen, die auf mehr Vitamine und Ballaststoffe setzte, den Alkoholkonsum jedoch als ungesund ablehnte. Bier wurde zudem wegen des Imports der Rohstoffe nicht als schweizerisches Getränk wahrgenommen. Die erneute Verwendung von Ersatzstoffen sowie die Senkung des Stammwürzegehalts hatten während des 2. Weltkriegs zur Folge, dass sich viele Konsumenten wiederum vom Bier abwandten.

Nach dem 2. Weltkrieg erholte sich die Bierbranche rasch. Enge Zusammenarbeit und Absprachen unter den Brauereibesitzern bedeuteten für jeden Betrieb ein einigermaßen gesichertes Einkommen mit dem vorhandenen Kundenstamm. Im Lauf der 1950er- und 1960er-Jahre veränderten sich die Konsumgewohnheiten. Die Verbreitung des Kühlschranks ermöglichte es den Konsumentinnen und Konsumenten, Bier zu Hause aufzubewahren und zu kühlen; ab 1958 tranken sie das Bier gerne auf der Wohnzimmercouch zum Fernsehprogramm. Aus der Berufswelt hingegen verschwand der Bierkonsum zunehmend, und wer mit dem Auto unterwegs war, musste auch in der Freizeit den Alkoholkonsum einschränken. Ab den 1970er-Jahren lernten die Konsumentinnen und Konsumenten zwar ausländische Spezialbiere schätzen, aber sie kauften auch vermehrt ausländisches Billigbier im Wegwerfgebilde bei den Grossverteilern.

Die Brauereien passten sich den neuen Entwicklungen an. Sie verkauften immer mehr Flaschenbier statt Fassbier. Die Brauerei Gurten hatte schon in den 1930er-Jahren das alkoholfreie Exbier entwickelt, ab den 1960er-Jahren kamen alkoholfreie Biere

weiterer Produzenten auf den Markt. Einige Brauereien reagierten auf die veränderten Konsumentenbedürfnisse, indem sie zusätzlich zum Bier eigene Mineralwasser- und Süssgetränkemarken aufbauten.

Die Erweiterung des Biersortiments in den Läden und der Druck auf die Preise durch Importbier zwangen die Brauereien, ihre Preis- und Absatzpolitik zu überdenken und ihre Absprachen ab 1969 zu lockern. Es kam zu einer Konzentrationsbewegung in der Branche: Feldschlösschen beispielsweise erwarb 1970 die Mehrheitsbeteiligung am Gurtenbier, vorläufig ohne die Brauerei zu schliessen. Dazu kam es erst 1996. Viele andere kleinere Brauereien, die von einem Grossen der Branche geschluckt wurden, verschwanden hingegen schon bald von der Bildfläche. Innerhalb des Bierkartells kam es vermehrt zu Spannungen, denn die Branchenleader Cardinal und Feldschlösschen diktierten Veränderungen der Konvention, die vor allem ihnen dienten.

In den 1980er-Jahren fassten ausländische Bierkonzerne vorerst über die Romandie in der Schweiz Fuss. In der Deutschschweiz war dies schwieriger, weil der Markt stärker von den Kartellstrukturen geprägt war. Versuche von Schweizer Brauereien, Bier ins Ausland zu exportieren oder gar im Ausland eigene Brauereifilialen aufzubauen, waren von wenig Erfolg gekrönt, abgesehen vom Verkauf von alkoholfreiem Bier in die arabischen Länder. 1991 schliesslich brach das Bierkartell, von dem sich die grössten Schweizer Bierproduzenten keinen Vorteil mehr versprachen, auseinander. Damit war auch der Deutschschweizer Markt für die ausländischen Grosskonzerne offen. Vor allem Heineken und Carlsberg, welches um die Jahrtausendwende Feldschlösschen übernahm, expandierten in die Schweiz.

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts stammten rund 70 Prozent des Inlandausstosses von ausländisch beherrschten Brauereien, welche die Produktion auf die Standorte Rheinfelden, Sion, Chur und Luzern beschränkten. Schützengarten, Locher und Ramseier blieben als einzige selbstständige Schweizer Brauereien mit einem Marktanteil von je über zwei Prozent übrig. Die beiden Berner Brauereien Rugenbräu und Egger weisen einen Marktanteil von rund einem Prozent auf. Auch die kleine Brauerei Felsenau bewahrte ihre Unabhängigkeit. Nachdem in den USA schon gegen Ende der 1970er-Jahre zahlreiche «Microbreweries» als Gegenbewegung zu den Brauereikonzernen gegründet worden waren, setzte in der Schweiz in den 1990er-Jahren ein Boom der Kleinbrauereien ein. Wie das Burgdorfer Bier behaupten sie sich mit Spezialitäten und Lokalkolorit auf dem Markt. Grossen Erfolg haben auch viele Gasthausbrauereien, so zum Beispiel das Alte Tramdepot beim Berner Bärengraben.

Der Autor schliesst seinen Gang durch die Schweizer Biergeschichte mit einem aktuellen Serviceteil ab, der darüber informiert, wie Bier zu degustieren ist und welchen gesundheitlichen Wert es besitzt. Zudem finden sich hier Adressen rund ums Thema

Bier und die Mitglieder des Schweizer Brauerei-Verbandes werden kurz vorgestellt.
Eine kommentierte Bibliografie rundet das durchwegs gelungene Buch ab. Prosit!

Anna Bähler, Bern